

Was d'Grossmamma verzellt

Autor(en): **Müller, Dominik**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 36

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Augen einfach nicht zumachen; die weißen Riesen der Mischabel leuchteten im Mondenglanz feenhaft, und immer wiederum ging ich ans Fenster, die Pracht zu schauen. Noch viel weiter und gewaltiger war der Blick droben vom Zwischbergenpaß aus, wo wir am andern Morgen hinfamen. Kein Wölklein trübte diese unvergleichliche Rundsicht auf die höchsten Walliserhäupter, nur hinter uns auf dem Portjengrat duckten sich schwarze Nebel. — Als wir die Höhe erreicht hatten, da gähnte vor uns ein tiefer Abgrund und es brodelte aus dem Val Varia herauf wie Teufelsgebräu. Die Sonne stach heiß durch den rauchigen Nebel auf den blendenden Schnee — wir fanden dann aber in einem „lichten“ Momente den Abstieg über den Firn neben dem Gemeine-Alp-Gletscher vorbei und erreichten auch glücklich die Moräne, der wir nun bis ins Tal hinab folgten. Aber welch ein Unterschied! Im Saastal so herrliches Wetter und hier verhängten düster schwarze Wolken alle Berge. Wir kamen zu den ersten Hütten. Es sind ganz primitive Wigwams, zwischen Felsblöcken eingebaut, und die Abtrennung der Räume für Mensch und Tier ist nicht sehr deutlich. Das sind nicht mehr die sauberen Lötschentalerhütten. Aber die Leute von Zwischbergen sind freundlich und zutraulich und gaben uns Milch, soviel wir wollten. — Das Tal ist wild, aber schön. Dunkelrote Alpenrosen blühen dort den ganzen Sommer hindurch. Edelweiß findest Du genug am Wege. Ueberhaupt ist die Flora im Val Varia eine ganz wunderbare. Alpenrosen, Edelweiß, Arnika, Bergaster, Enzian, alles findest Du dort am gleichen Fleck. Sogar die scheint's so selten gewordene Männertreu blüht hier in Fülle. Weiter unten kommen gewaltige Schmutz- und trümmerbedeckte Lawinen — großend hat sich das wilde Bergwasser endlich durch die Schneemassen durchgefressen, aber die Sonne vermag sie nicht mehr zu schmelzen dieses Jahr. Ganze Wälder hat die furchtbare Lawi niedergerissen. Eine halbverwüstete Hütte haben wir gesehen; in der Stube lag noch etwas Hausrat am Boden, am verlassenem Herd ein paar halbverkohlte Scheiter. Die Menschen aber sind fortgezogen, eine andere Wohnstätte zu suchen.

Eine freundliche Sennnerin führte uns nun über die Furgge nach Simplon-Dorf. Einige Male küßte sich der graue Schleier und das weiße Haupt des Monte Leone schaute vornehm hervor, aber allmählich verwandelte sich das Nebelgeseufz in einen ganz gewöhnlichen Regen. Das verschlug unserem Humor nichts, solches nimmt man eben mit in den Kauf, wenn man Wandern geht. Unsere Führerin zeigte uns überdies einen Platz mit Heidelbeeren, wo wir uns satt essen konnten. Soviele und so große Heiti habe ich meiner Lebtag noch nicht beisammen gesehen. Wir aßen und aßen und achteten gar nicht, daß wir immer nasser wurden, und daß unsere Schuhe anfangen zu glitschen. — Wir blieben guten Mutes. Das Weitsicht führte uns noch in eine große finstere Hütte, wo wir kuhwarne Milch bekamen. Es hieß da, wir sollten eins singen, da wir doch Berner seien. Die Berner haben scheint's vom Militärdienst her den Ruf als gute Sänger. — Wir dampften förmlich von Schweiß und Regen, als wir im altherwürdigen Gasthaus zur Post in Simplon einkehrten. Man hieß uns aber auch so willkommen und die drei lustigen Wirtstöchter wetteiferten miteinander, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Alle Wäsche konnten wir zum Trocknen geben, man brachte uns trockene Schuhe und Sandalen. Und alles Sträuben half nichts — wir mußten in unserm nicht sehr salonfähigen Aufzug an der Table d'Hôte essen. Nachher saßen wir noch fröhlich beisammen im gemütlichen Sali, und Dolf, der den ganzen Tag wegen seines bösen Knies gekammert hatte, war der erste, als es zum Tanzen kam. „Da cha me halt gseh, was e so schöni, schwarzi Neugli z'stand bringe.“ — Ich bekam den Eindruck, daß es meinen drei Kumpanen recht gewesen wäre, wenn das Wetter am nächsten Tag mit „leid sein“ fortgefahren hätte — sie wären gar nicht ungern in Simplon eingeregnet worden; diesmal schenkte aber der

Petrus mir Gehör und ließ die Sonne am Morgen schöner strahlen als je. Ich war schon früh auf den Beinen, um die andern zu wecken. Denen preßierte es aber nicht mit Aufstehen. Ich weiß aber aus Erfahrung, daß die Stunden vor Sonnenaufgang hundertmal kostbarer sind für Wanderer, als der ganze übrige Tag — aber da konnte ich lange predigen. So ging ich denn vorläufig allein weiter dem Hospiz zu. Die Simplonstrasse ist eine der schönsten Alpenstraßen. Nie wird sie langweilig, immer ändert das Bild und hohe Berge und Gletscher lassen Dich nicht vergessen, daß Du Dich auf ganz respektabler Höhe befindest. Im Hospiz sprach ich beim Prior vor und richtete ihm einen Gruß von Noldi aus. Da kamen auch die andern Mönche herbei, und es freute sie, etwas von dem Leutnant zu hören, der ihnen einen ganzen Winter lang an den Abenden und zur Messe so schöne Musik gemacht hatte. Man zeigte mir freundlich die Kapelle, wo ob einem Altar ein echter Tizian hängen soll, und alle großen Säle und Gemächer, wo einst berühmte Häupter logiert haben. Natürlich fehlt da die alte Viktoria von England nicht — die ist doch überall herumvagiert. Dort auf dem Simplon ist sie in einem mächtigen Himmelbett geschlafen. (Fortsetzung folgt.)

Was d'Großmamma verzellt.

Von Dominik Müller. (Basler-Dialekt.)

Syner Zyt emol isch es im Keenig Fridrich Wilhalm vo Breiße uff syner Durchrais dur Basel eergerligerwys passiert, aß em grad vor der Villa vo der Frau Burget in Schäserad abgfallene-isch. Der Keenig het glutteret, aber es isch em nyt anders übrig bliibe-n-aß ausszuchtge und z'warte, bis 's Wagerad wider zwäggmacht gsi isch.

D'Frau Burget, wo grad dinne-n-im Summerhuus hym Zimms gässe-n-isch, het in ihrem Schpion alles gseh, was dusse gange-n-isch, und glich d'Magd uuse gschiggt mit der heeflige-n-Afroog, ob der Herr Keenig nit lieber bi ihre-n-inne-n-abwarte mechte, bis 's Rad wider zwäg gmacht sig, es wurd si gnyslig fraie, bi där Glägehait in wärti Bikanntschafft z'mache.

Nachrlig het der Herr Keenig mit Fraide zuegsait und isch mit sym Lybdiener-zuer Frau Burget yne, und d'Frau Burget het em aigehändig 's Raffi ngshänggt und en mit Barellelwaihe und Schpalierobst uus ihrem Garte regaliet.

„Seer Rinig, a bitte, nähmen Sie doch noch etwas Treubel!“ het si mit scharmantem Rächle zue-n-em gsait und der Keenig het sich's schmegge loh und isch ganz entzigt gsi vo der schpländyde Gastfrindschafft und vor er wynters gfare-n-isch, het er d'Frau Burget frindschafft nglade, au ihm desfir emol in sym Schloß z'Barlyn d'Ehr abzue.

's Johr druff isch d'Frau Burget richtig uff Barlyn graist mit em Hintergidange, im Keenig bi där Glägehait ihri Uffwartig z'mache. Aber wo si dert gsi isch, het si sich als nit gidraut, yne z'goh und isch allewyl wider unentschlosse-n-am keenigliche Schloß dure glosse. Aber emol isch si doch ynegange und het bim Portier ihri Wistekarte abgäh, Aber kuum het si si abgäh gha, so het si wider Angschit bish und isch gschwind dervoglosse, und wo der Herr Keenig hoch-erfrat bisohle het, me soll si uff der Schtell nneloh, isch halt niena kai Frau Burget meh gsi! Der Keenig het soffort in Lybdiener gschiggt und si in der ganze Schtadt umme sueche loh; da het si schließlich gliggig immene Hotel uussfindig gmacht. Aber wome si in der Hofgutsche het welle-n-abhole, het d'Frau Burget z'ericht Umschänd gmacht, will si kai räkti Huube haig zuem Allege: die besseri sig grad in der Welsch; aber der Lybdiener het nit nohgäh, bis d'Frau Burget derby gli isch und zuer greeschte Fraid vom Keenig an der Hofdasele dailgnoh het.

„Bim Nesse het's unter anderem au brägleti Härdepfel gäh und Uusmachmues und der Keenig het in wärte Galscht heeflig hätte, doch au rächt zuez'griffe.“

„Bitte, gnädige Frau, bedienen Sie sich doch noch mit Kartoffeln“, het er zuer Frau Burget gait und ere die bräglete Härdepfel ibereglangt. D'Frau Burget het mit eme scharmante Lächle danggt und gait:

„Main, danggerschön, Heer König, si sind mir zu schmutzig, aber gerne noch ein wenelig Ausmachmaus, wenn ich bitten darf!“

„Das isch d'Gschicht vom Keenig Fridrich Wilhelm vo Breiße-n und der Frau Burget.“

(Aus der Sammlung: „Im Winggel“, Verlag Vogt & Schwabe, Basel.)

Politisches Dunkel.

Es ist ein Charakteristikum der russischen Geschichte, daß dieses ungeheure Kontinentalreich im Laufe seines Wachs-tums einen unglücklichen Krieg nach dem andern durchfocht und trotzdem einen erfolgreichen Frieden nach dem andern abschließen konnte. Der angreifende Gegner stieß nach dem größten Siege stets ins bodenlose Unbekannte; geheimnis-volle Gründe nichtmilitärischer Natur rissen ihn ins Ver-derben, und die Rückwirkung der Niederlage änderte oft politische Situationen weit außerhalb Rußlands. Groß-mächte, Schweden, Napoleon, Lubendorff holten sich dort die Reime ihres Zerfalls, und merkwürdig ist, wie rasch der Zerfall erfolgte, ob nun die Umstetzung in Morästen, Winter-fälle oder in der Luft des Bolschewismus erfolgte. Der Westen aber führt Krieg mit Rußland und scheint die Ge-fahr nicht zu fürchten. Vielleicht würde ein technisch hoch-ausgebildeter Militarismus die geheimnisvollen Gefahren dennoch überwinden. Vielleicht würden Heliumballons, Rau-pentanks und Feldbahnen Rußland von Westen nach Osten durchheilen und mit Hilfe von Soldaten, die gefeit wären gegen jeden Angriff des Kommunismus auf ihre harten Seelen, auch besiegen. Es ist gar nicht unmöglich. Die Welt-umstände aber liegen so, daß im Augenblick keine solche Armeen vorhanden sind, keine verfügbaren Mittel, sie aus-zurüsten, da das ganze Weltkapital nach rentableren An-lagen drängt, die Staaten zu verschuldet sind, um neue Kriegslasten auf sich nehmen, Kapital durch hohe Zinse an sich ziehen zu können. So ist Rußlands Rettung die Er-schöpfung der Welt, die nicht zum geringsten von Rußland selber ausging: Von seiner politischen Gärung, von seinen verschlossenen Brotkammern; der Eroberungsfeldzug des Westens, begonnen seit Peter dem Großen, scheint mit der in Rußland gehaltenen Todkrankheit des Westens zu enden.

England steht vor dem nächsten Anfall der Krankheit. Die englischen Arbeiter wollen durch ihren Aktionsausschuß, die in Permanenz tagende Nebenregierung, nicht bloß demon-strativ wirken. Bereits in nächster Zeit planen die Berg-arbeiter einen wochenlangen Generalstreik, um die Soziali-sierung der englischen Gruben zu erzwingen. Die seit bei-nahe zwei Jahren dauernden Verhandlungen, Beratungen, Erwägungen zeitigten eine Kohlenbill des Unterhauses, die alles andere, nur keine Sozialisierung bedeutet, den Wün-schen der Grubenarbeiter also durchaus zuwiderläuft. Sie planen, den Besitzern ihre Zechen ohne Entschädigung weg-zunehmen, zu Staates Handen, worauf in diesen staatlichen Betrieben eine völlige Demokratisierung der Arbeit ein-setzen würde: Arbeiterkontrolle, Verantwortlichkeit der Ar-beiter für die Disziplin, für die höchstmögliche Produktions-leistung. Daneben hoffen sie für den eigenen Bedarf billige Hausbrandkohle zu erhalten, beanspruchen, um sich möglichst große Sympathien für den kommenden Streik zu erwerben, für die englischen Konsumenten den Gewinn aus der Belie-ferung des Auslandes, und werden gewiß um andere, für sie vorteilhafte Forderungen nicht verlegen sein.

Dieser Streik, dessen Ausbruch nur noch durch die Ab-machungen des Aktionskomitees, der Tripel-Allianz: Gruben-, Eisenbahn- und Schiffsarbeiter, oder durch Regierungs-konzessionen verhindert werden kann, wird ganz Europa aufs

Tiefste schädigen. Zahllose Industrien werden unter Roh-lemmangel leiden, die Arbeitslosigkeit wirft neue Wellen; die Teuerung steigt abermals. Die Tendenzen der Reaktion müssen automatisch mit der politischen und wirtschaftlichen Beunruhigung wachsen. Der kommende Winter, der von den mitteleuropäischen Staaten als der schlimmste seit Kriegs-ausbruch erwartet wird, verschlimmert sich unverfehens. Die vermiedenen Putzche rücken wieder in drohende Nähe.

Das nächste, was zu tun wäre, um die Opposition zu beruhigen, unterläßt man: den Friedensschluß mit Ruß-land. Raum hatten die Russen ihre Niederlage vor War-schau erlitten, kaum rückten die siegreichen Polen in Brest ein und vertrieben die Soviet-Polen aus Bieloostok, so zeigte sich, daß Englands Friedenswillen zum Schatten abgemagert war. Die russische Regierung konstatierte sofort diese ver-änderte Situation; konsequenterweise beharrt sie auf ihrer Kriegspolitik; in dem ganzen seither erfolgten Notenwechsel gibt sich deutlich zu erkennen, wie der Bolschewismus jede Friedenssüßung bloß zu propagandistischen Zwecken benutzt und benutzen wird. Die zuerst in London nicht mitgeteilte, erst in Minsk unter dem Eindruck des Sieges erhobene Forderung nach einer polnischen Arbeitermiliz von 200,000 Mann wurde nach den erlittenen Schlägen prompt fallen gelassen. Das inoffizielle Sovietregime in Wilna wurde, als die Lage kritisch geworden, aufgehoben, die Stadt ge-räumt, den Litauern völlig übergeben, die Truppen an die Front gezogen. Rätselhafte Störungen des sonst so tadellos spielenden Funkenverkehrs, bald auf der Moskauer-, bald auf der Minskerstation, hüllten die öffentlich geführten Ver-handlungen in einen mystischen Schleier, der wenig mehr an die Öffentlichkeit, zum mindesten an die russische Öffent-lichkeit kommen ließ, als was die Sovietpropaganda wünschte. Trotzis Mitteilungen über die russische Niederlage bestan-den: Erstens im Einstellen des Funkenverkehrs, zweitens im Zugehen eines Rückzuges, alsdann in der Feststellung, daß die russischen Truppen vor Polen ihre Aufgabe erfüllt hätten, alsdann in Aufrufen gegen Wrangel, zuletzt im Verlangen nach Freiwilligen, um „die polnischen Machthaber auf immer zu vernichten.“ Der Wille, sich nicht stürzen zu lassen, den Krieg endlos fortzuführen, ist bei den Mos-kauern so deutlich, daß man wohl behaupten kann, wir stünden am Anfang des zweiten Weltkrieges. Zudemmy operiert mit geringem Glück in Ostgalizien, vor Przemy-slan, Zolkiew, am Dniestr. Sein Name sollte das War-nungszeichen sein für die westlichen Staatsmänner, Europa nicht den Klauen des Kriegsmolochs auszuliefern. Aber der Westen macht dem Moloch alle Hoffnung.

Direktionslos ist auch die Innenpolitik. Man marktet mit den jeweiligen Radikalen um einzelne Positionen, läßt die Gesehe liegen, bis Unruhen zu neuer Arbeit nötigen, versteht die einzelnen Interessen nicht zu versöhnen, nicht volksschädliche Interessen zu brechen. Die Landfrage in Ita-lien schläft wieder, trotzdem die Ernte ganzer Provinzen gefährdet ist, indem niemand weiß, wem sie eigentlich ge-hört. Es braucht einen provisorischen einmaligen Vergleich zwischen Grundbesitzern, Pächtern und Landarbeitern. Die deutschen Kohlenzechenbesitzer verdienen dank der „Gemein-wirtschaft“ jährlich 15 Milliarden; das Reich weiß nicht, wie es seine Finanzen sanieren soll. In Stuttgart herrscht Generalstreik wegen Steuerabzügen — eine Novität. Eng-lands Irlandpolitik aber gebiert Meuchelmorde und einen patriotischen Hungermärtyrer, den Lordmanor von Corf.

Man weiß nicht, welches Dunkel gefährlicher zu nennen ist: das innerpolitische aus den dichtgeflochtenen Schleiern von staatlichen und privaten Schuldverpflichtungen und furchtbaren Zinsleistungen, oder das außenpolitische, ver-ursacht durch den Alp, der über uns lastet, durch den wahn-sinnig fortgeführten Krieg gegen Rußland, das geheimnis-volle, unzerstörbare. Gewiß ist nur eins: Ein Friede würde das innere und äußere Dunkel zugleich erleuchten. -kh-